

Neue Wege der Ortsnamenforschung?

Von Geheimrat Dr. Behaghel (Universität Gießen)

Die Ausführungen von E. Schmidt-Hall über neue Wege der Ortsnamenforschung (in Nr. 3 der „Heimat“) geben mir Anlaß zu einigen allgemeinen Bemerkungen über Ortsnamenforschung. Daraus wird von selbst sich die Frage ergeben, was von den „neuen Wegen“ zu halten ist.

Die Geschichte der wissenschaftlichen deutschen Ortsnamenforschung beginnt im wesentlichen mit dem großen Werk von Ernst Förstemann, dem zweiten Bande seines „altdeutschen Namensbuchs“, das 1856/59 erschienen und den Ortsnamen gewidmet ist. Es hat im Jahre 1913 eine dritte, vielfach verbesserte und erweiterte Auflage erfahren.

Neuerdings sind die Ortsnamen immer mehr Gegenstand ernster Forschung geworden. Man hat einzelne Bildungsweisen untersucht, wie die Namen auf -heim, die Namen auf -ingen, -ing, an deren Erklärung sich u. a. der hervorragende Münchner Gelehrte E. Riezler beteiligt hat, die Namen auf -weiler, -weil, über die man mit gutem Grunde die Ansicht aufgestellt hat, daß sie Fortsetzungen römischer villaria, d. h. Gutshöfe, darstellen; sie begegnen ja fast ausschließlich innerhalb des ehemaligen Machtbereichs der Römer. Man hat das Problem der Flussnamen auf -apa, -affa hin und her gewendet, die in Altschaff, in dem hessischen Dorleff, in Namen wie Gennep vorliegen. Diese sind nun umgekehrt dem Süden des deutschen Sprachgebiets fremd, so daß keltischer Ursprung ausgeschlossen ist. Von ergebnisreichen Einzeluntersuchungen nenne ich die des Göttinger Professors Eduard Schröder, aus denen z. B. hervorgeht, daß die Stuihenfälle der bayerischen Alpen eigentlich stiebende Fälle sind, der Kaltenbach bei Oberstdorf wohl der fallende Bach.

Neuerdings ist man nun zu Zusammenfassungen fortgeschritten. Der Bayer Josef Schneb hat 1925 eine Zeitschrift für Ortsnamenforschung begründet, die im Verlag von Oldenbourg in München erscheint. Oder man hat die Ortsnamen eines ganzen größeren Gebiets gemeinsam einer Untersuchung unterzogen, wie dies im Jahre 1931 das wichtige Werk von Ernst Schwarz in Prag getan hat, das die Ortsnamen der Sudetenländer und ihre Bedeutung für die Geschichte behandelt.

Die Namen sind ja nicht nur wichtig für den Sprachforscher, der ihren Ursprung zu untersuchen hat. Sie können auch Aussagen machen über die Geistesverfassung der Namensgeber, ihre Kultur, über die Art, wie die Besiedlung von Landesteilen vor sich gegangen ist, über Vervandlungen und Wanderungen von Volksteilen; Wilhelm Arnold hat 1875 ein Buch veröffentlicht über Umsiedlungen und Wanderungen

haben soll. Eine zweite Forderung ist es, daß man sich über Zeit und Verbreitungsgebiet geistlicher Bildungsweisen unterrichtet. Jener Warrer, der die Altenberge mit germanisch ala h verknüpfen wollte, hat sich nicht darum gekümmert, daß Altenberge sich auch im Süden des deutschen Sprachgebiets finden, in Gebieten, die erst spät von Germanen besiedelt worden sind, zu einer Zeit, wo jenes ala h längst ausgestorben war. Einen Versuch geographischer Betrachtung hat Schm. gemacht, wenn er behauptet, daß Wies-Orte urfundiich aus Zeiten belegt seien, in denen das Wort Wiese im Sprachgebrauch der dortigen Gegend noch nicht eingebürgert war. Diese Behauptung ist vollständig aus den Fingern geflogen. Man kann sogar unmittelbar nachweisen, daß Wiese im Bayerischen schon vorhanden war in der ältesten Zeit unserer Sprachüberlieferung (vgl. den althochdeutschen Sprachschatz von Graff, Bd. I, S. LXV).

Eine dritte — und die allerwichtigste — Forderung ist die, daß man die Tatsachen und die Gesetze der Sprache kennen muß, aus der man einen Namen ableiten will. Leider hat Schm. diesen Anspruch nicht erfüllt. Ich habe mir viel Mühe gegeben, dem angeblich verlorenen Wort chin „Quelle“ nachzuspüren, leider ohne Erfolg. Ein Wort ala h „heilig“ ist der deutschen Sprache niemals eigen gewesen; soweit es vorhanden war, hat es Tempel bedeutet. Aber das Allerbedenkliche: ein Wort wiha z, mit der Bedeutung Heiligtum, hat es im Althochdeutschen nicht gegeben, wie wieder aus dem vorhin angeführten althochdeutschen Sprachschatz hätte ersehen werden können. Und doch bildet gerade

dieses angebliche Wort die Grundlage für Schmidts Deutungen.

Aber setzen wir den Fall, es hätte das erfundene wiha z wirklich gelebt, so erhebt sich eine neue unübersteigliche Schwierigkeit. Es gibt im Leben der Sprache bestimmte Gesetze. Die Entwicklung der Laute wird durch die sogenannten Lautgesetze beherrscht. Diese besagen, daß in ein und derselben Spracheinheit unter den gleichen Bedingungen ein Laut x regelmäßig zum Laut y wird. Wozu müßte nun das i von wiha z geworden sein? Jedenfalls kann es keine zwiespältige Entwicklung gehabt haben; es könnte also nicht sowohl wisse, als wie Schm. meint, der Weistogel daraus hervorgegangen sein. Nun müßte aber das i von wiha z ein langer Vokal gewesen sein. Und die langen i des Bayerischen sind zum Doppellaut ei geworden: altes wiw wird zu Weib, zit zu Zeit. Und vor allem: wir besitzen ja den Stamm des angeblichen wiha z noch selber in weihen, in Weihen. Die Wiesen können also unmöglich alte Heiligtümer gewesen sein. Und es bestärkt sich das Mißtrauen, mit dem man „neuen Wegen“ nicht selten gegenübersteht. Denn sie werden gerne von solchen versucht, die mit den alten Wegen nicht genügend vertraut sind.

Mit einem Gedanken hat Schm. allerdings recht. Nicht alles, was nach Wiese aussieht, hat wirklich mit dem Grün der Matten zu tun. Für den Ortsnamen Wiesenfeld ist mehrfach die ältere Schreibung Wisentfeld bezeugt; sie verraten das einstige Dasein des Wisents, des Bisontochsen; im Kanton Zürich gibt es einen Ort Wiesenbängen, der früher Wisentwangen gelautet hat. Und das Aurbad Wiesbaden zeigt als älteste Gestalt des Namens die Form wisibada, und dieses wisi kommt her von einem uralten Stammwort, das die Bedeutung „gut“ gehabt hat, also: das gute Bad.

Der Bittgang

Von Conrad v. Nantwein

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, werde ich nicht vergessen, solange ich lebe. Als ich vor kurzem in einer Mappe des Malers Karl Haider blätterte, sah ich ein Bild: ein Mädchen steht mit ernsthaftem Gesicht vor einem Blütenbaum, sich ein Astchen davon abzubrechen. Mit einemmal war da die Erinnerung an die Monika B. lebendig, so nah und deutlich, als ob es gestern gewesen wäre, daß ich an diesem Kinderschiedel teilgehabt. Ich muß es hier aufzeichnen, weil es zu dem Schönsten gehört, was ich erlebt habe.

Es sind wir Menschen jahrelang nahe, ohne doch voneinander zu wissen. Plötzlich lüftet eine an sich unwichtige Begebenheit den Schleier von dem Dasein des anderen, und es hebt eine Beziehung an, die tiefere Furchen in unserm Innern zieht. So war es auch mit dem Kinde Monika.

Ich sah sie riesig, traf mich wieder der Blick der Augen, halb erschrocken, halb bittend, voll eines so leuchtenden Glanzes, daß ich ihn nicht beschreiben kann.

Am Morgen darauf, es war ein Samstag, mußte eine Rechenaufgabe geschrieben werden. Witten unterm Diktieren fingen die Mädchen an, unruhig zu werden. In den hinteren Bänken wurde geflüstert, ein paar Buben plachten heraus, und als ich schließlich nach der Ursache forschte, zeigte man auf Monika.

Sie saß, hochrot geworden, ängstlich da und hielt ihre Tafel wie zur Abwehr an sich gepreßt. Ihre Tränen brachen hervor, als ich die Tafel empfing und auf der Rückseite, in feilen, sauberen Buchstaben geschrieben, las: Mein lieber Herr Lehrer Freund. Es gibt nichts Grausameres.

deutscher Stämme.umeist nach heissigen Ortsnamen", ein Werk freilich, das heute als veraltet gelten muß.

Trotz der Fortschritte, die so die Wissenschaft gemacht hat, dauert das lustige Rätselraten fort bei solchen, deren Gemüt durch keinerlei Sachkenntnis beschwert ist. Da kommt einer und leitet die Namen der germanischen Stämme und Völkernamen von israelitischen Namen ab: der Name der Ripuarier, von Reifferscheid, stammt von Ruben, dem Sohne Jakobs, der Name des Rheins wird mit einer hebräischen Bezeichnung des Landes zwischen Strömen in Beziehung gesetzt. Ein anderer, ein Germanist von Fach, führt den Namen des aus dem Jahre 1870 bekannten Geißbergs auf ein keltisches Wort *cais* (Berg) zurück, ein Wort, von dem mir die ersten Keltisten Deutschlands versichern, daß es ihnen gänzlich unbekannt sei. Der dritte, ein Pfarrer im Hessenland, meint, daß der häufige Bergname *Altenberg* eigentlich *Alah-Berg* gelautet habe, wo *a la h* so viel wie Heiligtum bedeutet habe.

Die Schwierigkeiten der Ortsnamenforschung beruhen zum Teil darauf, daß die Wörter, auf denen sie sich aufbauen, in der lebendigen Rede oft seit langem verschwunden sind, und wenn sie weiterleben, können sie in den festgewordenen Namen sich so gewandelt haben, daß es nicht leicht ist, die Zusammenhänge zu erkennen. Oft können wir aber nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, welcher Sprache ein Name entstammt. Denn im Westen und Süden sind germanische Stämme auf ursprünglich keltischen Boden eingedrungen, und im Osten hat Mischung mit slawischen Völkern stattgefunden.

Es ist daher unbedingt notwendig, bei der Ortsnamenforschung gewisse methodische Regeln strenge festzuhalten. Schon Förstemann hat erklärt, eine zuverlässige Namensdeutung könne nur unmittelbarer Anschauung der Verhältnisse selber entspringen. Für jemand, der wie Schmidt-Falk die mit Wiesen gebildeten Namen an Stätten germanischer Heiligtümer anknüpfen will, ist freilich mit dieser Forschung wenig anzufangen. Denn es ist schwer zu sagen, wie eine solche Stätte auszusehen hat. Jedenfalls aber ist es unerfindlich, was die Nachbarschaft von Keltenschanzen, von der Schmidt-Falk spricht, mit germanischen Heiligtümern zu tun

Ich ging mit meinen Schulkindern an einem freien Donnerstag aus unserm Dorf hinaus ins Moos, zuerst querfeldein zwischen jungen Saaten, dann am braunen Blüthen entlang bis zur Riedermühle. Die Kinder liefen scherzend, lachend, sich jagend dahin. Ein paar Mädchen, goldgelbe Butterblumenkränze auf sauber gezöpfen Köpfen, konnten sich nicht genug tun im Singen eines Frühlingsliedes, das wir in der Klasse eingeübt hatten. Es ist darin eine lebhafte Stimmung, zu der die dunkleren Stimmen recht nachdrücklich sich hinzufügen. Und wie denn das Gefühls große Gewalt auf Kinder ausübt, so konnten sie sich von dem Gesang nicht trennen, bis wir um die hohen Weidenbäume am Mühlwehr unsere Spiele begannen. Ich hatte auf Monika nicht geachtet. Sie mußte wohl bald abseits ins Moos gegangen sein. Denn als die Kinder mit glühenden Gesichtern verschaukelten, kam das schlanke, blasse Mädchen verschämt lachend zu mir. Sie hielt einen Strauß der leuchtend blauen, kurzstengigen Enziane hin, wie sie, in dieser Gegend unseres Landes selten, an versteckten Plätzen wachsen. Als ich die Blüten nahm, sah ich das Kind Monika zum ersten Male: das schmale Gesicht mit den dünnen Lippen und den schlicht nach rückwärts gestrichenen blonden Haaren hatte nichts Auffälliges als die goldbraunen Augen, aus denen etwas Verborgenes zu reden schien.

Dieses Verborgene erschloß sich mir, der ich nun aufmerksam geworden war, zum zweiten Male an einem gewitterigen Nachmittag. Der Sommerhimmel halber hatten wir den Fußboden des Schulzimmers mit Wasser besprengt. In dem Dämmern der Stunde las ich aus den Grimmischen Märchen die Geschichte von Jorinde und Joringel vor. Es kam die Stelle, wo Jorinde, die Braut, von der Hexe in eine Nachtigall verwandelt wird und Joringel gebannt dabei stehen muß und nicht Hand noch Fuß regen kann. Das dunkle Grauen des Zauberers ist nie zauberischer geschildert als in dieser Geschichte. Die Kinder hingen an meinen Lippen. Als die glückliche Wendung kam, ging ein Aufatmen durchs Zimmer und zu gleicher Zeit rauschte draußen ein gewaltiger Gewitterregen nieder. Ich sah erst jetzt, daß Monika wie in einer Starre befangen vor sich hinträumte, ganz in Versun-

den als stünde. Ich mußte dem gongigen We-lächter der Klasse mit ein paar Worten die Spitze abbrechen. Sie hätten mich doch wohl alle gern, sagte ich, und ich hoffte, daß mich jedes für seinen Freude hielte. Die Monika hätte mir eine große Freude gemacht, und nun müßte die Rechenauf-gabe fertig geschrieben werden.

Der Herbst ging vorüber. Monika war wo-möglich noch stiller geworden. Im Winter lag sie längere Zeit krank. Ein ungewöhnlich sonnen-gezeichnetes Frühjahr war endlich wie eine Gnade hereingebrochen. Wir rüsteten zum alljährlichen Wirttag, der gewohntermaßen an dem Montag nach dem Wirtsonntag die Pfarrgemeinde nach dem zwei Stunden entfernten ehemaligen Benediktinerinnenloster R. führte. Bei frischem Ost-wind zogen wir aus. Die Schule, die ich zu betreuen hatte, kam gleich hinter dem Geistlichen und den trippelnden Ministranten, laut betend, durch den unsäglichen Zauber des Maimorgens. Der Weg ging meist durch offenes Land. Wenn die Straße ihre Krümmungen zog, hörte man das „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Gott Sabaoth“ bald ferner, bald näher. Manchmal überschüttete ein Windstoß die bloßen Köpfe der Wirtgänger mit den weißen Blüten der Birnbäume, in denen die Bienen summten. Mit frischer Kraft, in gleichem, singendem Tonfall rezitierend, zog man in R. ein und hatte sich im wohlgeschmittenen Ge-stühl der einstigen Klosterkirche zur Messe nieder-gekniet. Monika stand gesammelt und froh, mit demütig gesenktem Blick unter der Gruppe der Erstkommunikanten, noch blaß von ihrer Krank-heit. Mit leicht geschlossenen Lippen schien sie ruhevoll der heiligen Handlung beizuwohnen.

Bald hernach geschah es. Ich war mit einigen der Kleineren in das Wirtshaus gegangen, um Brot zu kaufen. Da hörte man draußen plötzlich ein Lärmen, das Kreischen einer gewaltig ge-zogenen Bremse, das Rumpfen eines Autos. Ich lief hinaus. Ein Lastkraftwagen, der um die ab-schüssige Straßenbiegung gegenüber der Kirche fuhr, hatte ohne seine Schuld Monika, die gerade vor ihm über den Weg lief, überfahren. Als wir das Mädchen unter dem Rad heraus hoben, war schon alles vorüber. Einen dünnen Faden Blut wischte ich von ihrem Mund. Der Koordinator konnte ihr nur noch die Augen schließen. Am Tag vor Christi Simmelfahrt begruben wir sie. Ich habe nie mehr so viel Liebe von einem Kind erfahren wie von der Monika.